

tum appears to be just the sort of address we might imagine Polycarp to have given before an official who had expressed an interest in 'learning the religion of the Christians' (ad Diogn. 1.1)" (S. 133). Hill selbst aber räumt ein, wie vage solche Überlegungen bleiben, zumal Polycarps Brief an die Philipper sich deutlich vom rhetorischen Niveau *Ad Diognetum* unterscheidet (S. 136). Korrespondenzen ergeben sich denn auch mehr mit dem *Martyrium Polycarpi*, das deutliche Bezüge zu *Ad Diognetum* aufweist (S. 141 ff): Hill stellt sich

Ad Diognetum als mündliche (kein Brief!) Darstellung dessen vor, was Polycarp vor dem Prokonsul Statius Quadratus (MartPol 10,1–2) ausgeführt haben könnte (S. 168). Hier aber und auch andernorts unterliegt Hill einem historischen Missverständnis des MartPol, das der Rezensent nicht teilt, und das z. B. die liturgisch geprägten Motive in MartPol 14 und die Parallelen in *Ad Diognetum* nicht hinreichend würdigt (S. 141–147).

Ludwigsburg

Gerd Buschmann

## Mittelalter

Lutterbach, Hubertus: *Bonifatius – mit Axt und Evangelium*. Eine Biographie in Briefen, Freiburg, Verlag Herder, 2004, 2. Auflage 2005, 334 S., 22 Abb. u. Ktn., gebunden, ISBN 3-451-28509-6.

Im Jahr 2004 jährte sich der Todestag des hl. Bonifatius zum 1250. Mal – Grund genug ihm in Fulda eine Ausstellung zu widmen. Daneben fanden wissenschaftliche Kolloquien in Fulda und Mainz statt, und Lutz von Padberg legte eine kleine Bonifatiusbiographie vor. Auch Hubertus Lutterbach näherte sich dem Leben des Missionars und bediente sich dazu der Methode des in den Literaturwissenschaften der Vereinigten Staaten entwickelten *Creative Writing*. Um diesen Ansatz für die Geschichtswissenschaft zu rechtfertigen, beruft sich der Autor auf Johannes Frieds Kritik am Quellenbegriff der Geschichtswissenschaft sowie dessen Plädoyer für die Phantasie als notwendige Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens und fährt dann fort: „Eben dieser Grundintention historischen Arbeitens, nämlich der Konstruktion einer Verstehensbrücke zwischen der eigenen Gegenwart und der fremden Welt der historischen Überlieferung, vermag das ‚Creative Writing‘ zu dienen; denn diese Technik hilft dem Schreibenden, seine aktuelle Lebensumwelt zu reflektieren und eben diese raum- und zeitbedingte Gegenwart unter weiterem Rückbezug auf die historischen Hintergrundkenntnisse bewußt in die abwägende Ausdeutung der ihm vorliegenden ‚Quelle‘ mit einzubringen, um so die sprachlich eingetrocknete ‚Quelle‘ mit Hilfe sprudelnder Phantasie wieder zum Fließen zu bringen“

(S. 278). Die Voraussetzungen dafür schienen günstig, ist doch eine stattliche Briefsammlung aus der Feder des Bonifatius erhalten, die wohl als eine der hervorragendsten Quellen nicht nur für die Kirchen- und Missionsgeschichte des frühen Mittelalters gelten kann, sondern auch einmalige Einblicke in die damalige Lebenswirklichkeit sowie wichtige Informationen über die politischen Verhältnisse bietet. Freilich sind längst nicht alle Briefe von und an Bonifatius erhalten, was aus entsprechenden Bezugnahmen in den erhaltenen Texten hervorgeht. Lutterbach setzte sich daher zum Ziel, die fehlenden Schreiben fiktiv zu ergänzen, „um die Biographie des Missionars Bonifatius zu rekonstruieren und erlebbar zu machen“ (S. 8). Der Aufwand, der dafür zu treiben ist, vor allem aber auch raumökonomische Erwägungen, führen jedoch zwangsläufig zu entscheidenden inhaltlichen Einschränkungen, denn nur der Briefwechsel mit dem Papst wird mit Hilfe des *Creative Writing* „vervollständigt“. So hat Lutterbach für sein Buch von den über einhundert erhaltenen Schreiben lediglich rund ein Viertel ausgewählt und dann die Bezugsbriefe kreativ ergänzt. Hier ist bereits eine erste Einschränkung am Wert des Buches zu machen, denn der Austausch, den Bonifatius gerade mit anderen Briefpartnern pflegte, fällt damit fast vollständig unter den Tisch. Auch Entscheidungen des Verfassers bei der Textgestaltung sind nicht recht nachzuvollziehen: Er tut so, als ob erhaltene Briefe Anlagen oder Einfügungen seiner fiktiven Schreiben gewesen seien oder ergänzt überlieferte Briefe um Worte oder gar ganze Abschnitte. Dieses unnötige und bedenkliche

Verfahren ist zudem eine zusätzliche Fehlerquelle, denn z. B. auf S. 163 wurden nur wenige Worte eingefügt, der den Originalen vorbehaltene Fettdruck aber nicht wiederaufgenommen, so dass der Eindruck entsteht, sämtliche Abschnitte bis zum Schluss des Textes seien das Ergebnis des *Creative Writing*. Aber die erhaltenen Briefe wurden nicht nur ergänzt, sondern bisweilen auch gekürzt: Zum großen Leidwesen der Historiker sind die meisten der erhaltenen Bonifatius-Briefe undatiert. So scheint es dem Drang nach Vereinheitlichung geschuldet zu sein, dass Lutterbach auch noch auf die wenigen erhaltenen Datierungen verzichtet und sie in die Endnoten verbannt. Den meisten Lesern wird so entgehen, dass die Päpste damals ihre Briefe noch ganz selbstverständlich nach den byzantinischen Kaisern datierten und so die Zugehörigkeit Roms zum östlichen Kaiserreich anerkannten. Insgesamt erhebt der Autor den Anspruch „unter Rückgriff auf profunde historische Kenntnisse und die eigene sprudelnde Phantasie in schreiben-der Weise Verstehensbrücken aufzubauen“ (S. 274), dem er freilich nicht ganz gerecht werden kann. Dies gilt insbesondere für sein Bemühen, die historischen Hintergründe zu verdeutlichen. Über die politische Situation im Frankenreich um 720 spiegelt er vor, dass Bonifatius den Papst folgendermaßen informiert hätte: „Obwohl die Merowech-Anhänger nach wie vor das Königtum unter sich verteilen, sind im Osten längst zwei andere Geschlechter – die Gefolgsleute des um 640 gestorbenen Bischofs Arnulf von Metz und die Anhänger des gleichfalls 640 verschiedenen Pippin der Ältere (sic!) – zu beherrschenden Dynastien aufgestiegen“ (S. 39f.). Selten wurde ein einfacher Sachverhalt derart missverständlich dargestellt, denn dem Verfasser scheint der Unterschied zwischen Anhänger bzw. Gefolgsmann und Nachkomme nicht bewusst zu sein. Darüber hinaus waren die Nachfahren Pippins des Älteren im sogenannten Mannesstamm längst ausgestorben; da aber seine Tochter den Sohn Arnulfs geheiratet hatte, hatten die beiden ‚Dynastien‘ sich lange vor 720 zu einer einzigen vereinigt. Diese, die frühen Karolinger, spricht Lutterbach im übrigen als ‚Schattkönige‘ an, während die übrige Forschung diese Bezeichnung den machtlosen Merowingern vorbehält.

Schließlich sei noch angemerkt, dass er nicht der erste ist, der sich über die verlorenen Briefe Gedanken gemacht hat. Michael Tangl, der die Briefsammlung edierte, hat eine (‚unkreative‘, aber zuverlässige) Liste der verlorenen Schreiben und ihrer Inhalte erarbeitet. Außerdem sprechen die erhaltenen Briefe für sich: Die Bezüge werden klar und deutlich angesprochen, so dass das *Creative Writing* von mancher

Redundanz führt. Auf der anderen Seite werden von Lutterbach auch Dinge erschlossen, die von den erhaltenen Briefen nicht gedeckt sind: So heißt es in einem „kreativen“ Brief über einen von Bonifatius bekämpften Bischof, er sei „ein Freund fleischlichen Kontaktes mit Tieren“ gewesen (S. 155), obwohl es im erhaltenen Antwortschreiben des Papstes lediglich heißt, der Betreffende habe „nach Deinen Worten noch andere und schändliche Dinge begangen“ (S. 161). Zu Lasten solch phantasievoller Zutaten bleibt ein wichtiger Aspekt außen vor: Ein mittelalterlicher Briefschreiber vertraute dem Pergament nicht alle wichtigen Informationen an, sondern gab dem Boten aus Gründen der Geheimhaltung auch Nachrichten mit auf den Weg, die dieser dem Adressaten mündlich zu übermitteln hatte. Insofern sind Briefe also nie allein zu betrachten, und man sollte nicht den Eindruck erwecken, damals habe ein Briefschreiber tatsächlich alles, was er für mittellenswert hielt, schriftlich niedergelegt. Insofern passen die Methode des *Creative Writing* und die Korrespondenz des Bonifatius nicht recht zusammen. Daher sei der am frühen Mittelalter und seiner Missions- und Alltagsgeschichte interessierte Leser weiterhin auf die zweisprachige Ausgabe von Reinhold Rau verwiesen, denn die Briefe des Bonifatius sind für sich allein schon aussagekräftig genug und bedürfen keiner fiktiven Ergänzungen.

Bonn

Matthias Becher

*Pokorny, Rudolf (Bearb.) unter Mitwirkung von Veronika Lukas: Capitula Episcoporum. 4. Teil, Monumenta Germaniae Historica. Capitula Episcoporum tomus IV, Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 2005, 251 S., Geb., 3-7752-5461-7.*

Bei kaum einer anderen Edition sind im Laufe der Publikation so viele Fortschritte erzielt worden wie bei der sich über mehr als 20 Jahre erstreckenden Herausgabe der karolingischen Bischofskapitularen. Nach der Übernahme der Edition durch Rudolf Pokorny wurde das Terrain „gänzlich neu vermessen“ (S. 4). Es ist also mehr als gerechtfertigt, wenn im letzten abschließenden Band ergänzende Hinweise zu den anderen drei Bänden aufgenommen worden sind. In vielen Einzelfragen ist Pokorny zu einer Neubewertung der Quellen gelangt. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass die Zuschreibung des ersten Kapitulars Ghärbalds von Lüttich und des zweiten Kapitulars Theodulfs von Orléans mit guten Gründen in Zweifel gezogen wird. In seiner Einleitung bemüht sich Pokorny auch um einen neuen Gesamtüberblick über die